

**Dem Leben zugewandt**  
*Glauben in Achtsamkeit für die Vielfalt des Alltags*  
Vortrag beim ökumenischen Empfang  
anlässlich der 100-Jahr Feier der EmK Graz  
4. November 2011 – 18.00h

Prof. Dr. Michael Nausner  
*Theologische Hochschule Reutlingen*

Sehr geehrte Damen und Herrn, liebe Schwestern und Brüder,

Ich freue mich sehr, heute Abend hier zu sein und gemeinsam mit Ihnen das 100-jährige Bestehen der Evangelisch-methodistischen Gemeinde in Graz zu feiern. Als jemand, der auf der Nordseite der Alpen – in Linz und Wien – aufgewachsen ist, und außerdem seit 1985 nicht mehr in Österreich, sondern in mehreren Ländern in Europa und Amerika gelebt hat, ist ein Besuch in Graz, an der Südseite der Alpen, zwar kein Heimspiel. Dennoch fühle ich mich nach all meinen interkulturellen Erfahrungen auf eine eigenartige Weise zu Hause in dieser Stadt, die auf ihrer Website die multikulturelle Tradition sogar als *Fundament* ihrer Identität bezeichnet und sich stolz als „Ort der internationalen Begegnung und des interkulturellen wie -religiösen Dialoges“<sup>i</sup> präsentiert. Mit Graz verbindet mich zunächst, dass ich in den frühen 1980er-Jahren in der Grazer EmK einen meiner ersten Gehversuche als Prediger gemacht habe. Vor allem aber erinnere ich mich noch lebhaft an die 2. Europäische Ökumenische Versammlung in Graz 1997, als die Stadt bezüglich ihrer interkulturellen Kapazität hart auf die Probe gestellt wurde und den Test gut bestanden hat. Ich habe damals ein wenig von dem gespürt, was es heißt, dass die Vielfalt der ökumenischen Gemeinschaft als sichtbarer Ausdruck der Einheit des Leibes Christi „die Grenzen zwischen den Völkern überschreitet und nationale und ethnische Loyalität“ nachrangig macht, wie es in Dokument B37 der Versammlung heißt.<sup>ii</sup> In Graz wurde damals auch die *Charta Oecumenica* initiiert und vier Jahre später unterzeichnet. In diesem ersten gemeinsamen Dokument der europäischen Kirchen seit 1000 Jahren<sup>iii</sup> wird die „Vielfalt der regionalen, nationalen, kulturellen und religiösen Traditionen“ als Reichtum bezeichnet.<sup>iv</sup> Die Grazer Methodistinnen und Methodisten haben nun schon seit vielen Jahrzehnten den Reichtum dieser Vielfalt erkannt und gepflegt. Diese „Vielfaltspflege“ im Geiste des Evangeliums scheint mir ein zentraler Grund zum Feiern zu sein anlässlich des 100. Geburtstags der Gemeinde.

Damit bin ich bereits bei dem vielleicht etwas sperrig anmutenden Titel meines Vortrags heute Abend angelangt. Wenn ich von einem „auf die Vielfalt des Alltags achtsamen Glauben“ spreche, dann will ich damit betonen, dass es im christlichen Glauben, wie ich ihn verstehe, ganz entscheidend um Aufmerksamkeit für die *alltägliche Vielfalt* in der Welt geht. Sowohl der Alltag als auch die Vielfalt drohen jedoch bisweilen zu Gegenbegriffen christlichen Glaubens zu werden. Zumindest in der öffentlichen Wahrnehmung scheint es eine solche Tendenz zu geben: Die Christen sind die, die am Sonntag in die Kirche gehen und die alle auf eine gewisse Art und Weise denken und leben. Das klingt dann fast so, als ob Alltag und heiliger Tag (Sonntag), sowie Vielfalt und Einheit Gegensätze wären. Dass dies nicht so sein muss, ja, dass Alltag und Vielfalt zentrale Aspekte christlichen Lebens sind, will ich in den zwei ersten Schritten meines Vortrages thematisieren. Ich will erstens mit Ihnen über die *Alltäglichkeit* und zweitens über *interkulturelle Vielfalt* christlichen Glaubens nachdenken. In einem dritten und

vierten Schritt will ich dann diese beiden Aspekte in zwei theologischen Begriffen verankern, nämlich im Begriff *Gastfreundschaft* und im Begriff *Öffentlichkeit*. – *Christliches Leben in seinem Alltagsbezug und seiner Vielfalt wurzelt in der Gastfreundschaft Gottes und ist somit notwendigerweise Teil öffentlichen Lebens*. – Das sind die vier Eckpunkte meines Vortrages: Alltag – Vielfalt – Gastfreundschaft – Öffentlichkeit. Ich hoffe, dass es mir gelingt, ausgehend von den Eckpunkten dieses einstweilen noch leeren Quadrates, das sozusagen meinen Webstuhl ausmacht, ein verständliches und ansprechendes *Textil* zu weben.

### **Alltag**

Was den Alltagsbezug christlichen Glaubens betrifft, lasse ich mich zuerst gerne von Fulbert Steffensky inspirieren. Steffensky ist ein für die Ökumene wichtiger Grenzgänger, der seine Wurzeln in einem katholischen Kloster auch nach seiner Konversion zum Protestantismus nicht verleugnet hat. In seinem Buch *Feier des Lebens. Spiritualität des Alltags* schreibt er in seinem trockenen Hamburger Idiom: „Religion geht nur, wenn sie alltägliche Religion ist.“ Jegliche Religion, die die alltäglichen Nöte des Menschen flieht, ist ihm ein Verdruss. Er will deshalb über die *feine* Spiritualität der sakralen Räume hinaus und träumt von einer *schmutzigen* Spiritualität, „die sich mit den großen Themen des Lebens und seiner Bedrohung verbindet: mit der Sehnsucht nach Frieden, mit dem Kampf gegen die Zerstörungen, ... mit dem Kampf gegen die Unterdrückung des Menschen durch den Menschen.“<sup>v</sup> Dieser *schmutzigen* Spiritualität des Alltags fühle ich mich auch verpflichtet als einer Spiritualität, die dem methodistischen Erbe entspricht, insofern sich das theologische Denken John Wesleys so gut wie nie an philosophischen Spitzfindigkeiten, aber so gut wie immer an alltäglichen Herausforderungen im Leben der Menschen entzündete.

Einen der vielleicht originellsten Theologen des Alltags habe ich erst spät kennengelernt, nämlich Henning Luther, dessen Tod sich dieses Jahr zum zwanzigsten Mal jährt. Die Alltagszugewandtheit der Theologie war Henning Luther ein Herzensanliegen. Sein Buch *Religion und Alltag* (RA)<sup>vi</sup> wurde posthum im Jahre 1992 veröffentlicht. Luther war am 31.7.1991 nur 44-jährig gestorben. Dieses Buch, so könnte man sagen, ist ein leidenschaftliches Plädoyer für die Bedeutung des Alltags für das christliche Leben. Luther wendet sich deswegen ab von einer (praktischen) Theologie, der es nur um die Amtsträgerinnen und Amtsträger geht, also nur um das institutionelle Handeln der Kirche. Die Laienperspektive ist für ihn unverzichtbar. Es geht ihm um das einzelne Subjekt und was dieses in seiner/ihrer Alltäglichkeit ausmacht. Deshalb hört er genau hin auf „die vielfältigen religiösen Stimmen der Laien“. Und wenn er von der „notorischen Erfahrungsschwäche und Lebensferne der dogmatischen Systeme“ spricht, so kann ich ihm als methodistischer Theologe nur Beifall pflichten. Es ist in der Tat ein Problem, wenn Theologie ausschließlich zur Reflexion des Glaubens am alltagsfernen Ort wird. (vgl. RA, 14) Er will deshalb so etwas wie eine Praktische Theologie „gleichsam von unten“ entwickeln (vgl. RA, 16) und erinnert so ein wenig an das befreiungstheologische Interesse, die Stimmen von Menschen aus der sozialen Peripherie theologisch ernst zu nehmen. Luthers Zuwendung zum Subjekt bedeutet, „dass Praktische Theologie sich an den Ort der Subjekte begibt, d.h. also in den *Alltag*.“ (RA, 18) So will er die Lebensweltvergessenheit der Theologie überwinden. Dabei, und das spricht mich besonders an, betont er gerade das am Alltag so Beschwerliche als Ort der Religion und des religiösen Erlebens: Das „Fremdsein“, „Heimatlossein“, „Suche“, „Verunsicherung“, „Aufbruch“, „Unruhe“. Ein entscheidender Satz ist hier: „Transzendenz (und damit Gott, Anm. d. Verf.) ist immer nur als ‚Spur‘ an

der uns umgebenden Welt erkennbar.“ (RA, 19) Und diese Spur ist auf besondere Art und Weise gerade in den existentiell bedrängenden Situationen des Alltags wahrnehmbar.

Im Jahre 1987 hielt Henning Luther in Marburg seine Antrittsvorlesung als Professor für praktische Theologie. Der Titel dieser Antrittsvorlesung *Schmerz und Sehnsucht* lässt aufhorchen. Er spiegelt Luthers Überzeugung, dass ein genaues Hinhören auf die alltäglichen Erfahrungen von Schmerz und Sehnsucht eine Voraussetzung ist für eine lebensnahe und alltagstaugliche Theologie. In dieser Vorlesung weist er etwas scherzhaft darauf hin, dass Theologen auf den Sonntag spezialisiert sind, obschon doch in Matthäus 28,20b davon die Rede ist, dass Jesus bei uns sein will *alle* Tage bis an der Welt Ende. (vgl. RA, 240) Luther will nun unseren Blick für das Außeralltägliche *im* Alltäglichen schärfen. (Dieses Anliegen teilt auch Clive Marsh, über den ich bei der Herbsttagung 2010 gesprochen habe. Marshs Herausforderung an nach innen gerichtete christliche Gemeinschaften ist es, bewusst nach dem Wirken Gottes „in der Welt“ zu fragen.<sup>vii</sup>) Er führt uns hin zu den Intervallen, den Brüchen, den Wechseln, die dem Alltag seinen Rhythmus geben. Er nennt diese Schnittstellen, Brüche und Übergänge das „Ferment des Alltags“. (vgl. RA, 242) Es geht darum, für dieses Ferment des Alltags aufmerksam zu bleiben. Denn der Alltag ist nicht nur monoton und langweilig, wie es die „Alltagssprache“ suggeriert. Vielmehr gilt es, das Sensorium für die Mehrdeutigkeit des Alltags, für seine speziellen Momente zu schärfen. Solche speziellen Momente, solche Unterbrechungen können zu „Anknüpfungspunkte(n) religiöser Erfahrung“ werden. (RA, 247) Gerade in den schmerz- und sehnsuchterfüllten Augenblicken ist der Alltag mehrdeutig. (RA, 248) Diese Mehrdeutigkeit beruht nicht nur auf der banalen Tatsache, dass jede und jeder unter uns den konkreten Alltag unterschiedlich erlebt. Jede und jeder unter uns stellt sich auch immer wieder neu seine eigene Biographie zusammen, auch um den Augenblicken von Schmerz und Sehnsucht einen Sinn zu geben. Dies macht deutlich, um wieder mit Henning Luther zu sprechen, dass „Schmerz und Sehnsucht ... wie unterirdische Geäder den Alltag der einzelnen Subjekte“ durchziehen. (RA, 249) In Schmerz und Sehnsucht rühren wir an die religiöse Dimension. Es ist hier wie mit der religiösen Erfahrung: Es wird „nicht anderes, sondern der Alltag anders erfahren.“ Wie können wir die religiöse Dimension des Alltags erspüren? Ich glaube in der Tat, dass es dabei darum geht, die Lücken, Brüche und Knoten zu entdecken, die die Routinen unterbrechen, Vertrautes verfremden, Neues in das Bekannte bringen. (RA, 251) Und dafür braucht es eine Sensibilität und eine Offenheit für Schmerz und Sehnsucht jeder/s Einzelnen. Henning Luther zieht dreierlei Konsequenzen aus der Bedeutung der Brüche und Schnittstellen im Leben jeder/s Einzelnen, die es wert sind, hier kurz erwähnt zu werden. Ich gebe sie hier mit meinen eigenen Worten wieder: Das Ernstnehmen der Brüche und Schnittstellen im Alltag führt *erstens* dazu, jeden Menschen als Einzelne(n) wahrzunehmen, sich Pauschalurteilen zu widersetzen und in jedem Menschen Gott selbst bereits am Werk zu sehen. (vgl. Karl Rahners Anthropologie) Es bedeutet *zweitens*, dass das Auge des Glaubens einen „schrägen Blick von unten und von der Seite“ üben muss. Es geht um Aufmerksamkeit für das Kleine, Unscheinbare und Abweichende. (RA, 252) Dabei werden also gerade die Schwellenmomente des Schmerzes und der Sehnsucht nicht schnell beiseite geschoben, sondern vielmehr besonderer Aufmerksamkeit gewürdigt. Insofern könnte man mit Luther sagen, dass eine solche Theologie, die sich „an den Rändern der Lebenswelten“ aufhält, eine Art „Schwellenkunde“ ist. (vgl. RA, 254) Aufgehört habe ich schließlich vor allem bei der dritten Konsequenz, die Luther zieht. Für ihn sind nämlich *drittens* Erzählung und Lyrik wichtige Mittel, um das Nichtalltägliche im Alltäglichen zu entdecken, wobei Luther aufgrund der perspektivischen Verkürzung der Erzählung (Musil) (RA, 253) der Lyrik den Vorzug lässt. Ich glaube tatsächlich, dass die Lyrik wie

kaum eine andere Kunstform es schafft, das festzuhalten, „was in ihm (dem Augenblick, Anm. d. Verf.) irritierend aufscheint.“ (RA, 254)

Mit einem kurzen Beispiel aus der Lyrik will ich meine Reflexionen über den Alltag abschließen und zwar aus dem Werk des diesjährigen Literaturnobelpreisträgers Tomas Tranströmer, von dem es heißt, dass er auf kurze alltägliche Augenblicke so sensibel antworten kann, dass auch „aus der profansten Kleinigkeit des Alltags“ so etwas wie eine Offenbarung werden kann.<sup>viii</sup> Tranströmer sieht den Alltag mit anderen Augen, und davon kann ich als Theologe viel lernen. In der Tat, „(i)n seinen Gedichten kommt eine innere, erträumte Welt hinter der Wirklichkeit zur Sprache, die in ihrer exakten Schönheit ein Gegenbild zeichnet,“ wie es im Klappentext der deutschen Übersetzung seines lyrischen Gesamtwerks heißt.<sup>ix</sup> (Als gläubiger Christ würde ich sogar dafür halten, dass diese innere Welt nicht *hinter* der Wirklichkeit sich befindet, sondern in der Wirklichkeit selbst beheimatet ist.) In den 1950er-Jahren arbeitete der heute 80-Jährige etliche Jahre in einem Jugendgefängnis als Psychologe. Aus diesem sehr düsteren Alltag – vielleicht einem der düstersten überhaupt – stammt das folgende Gedicht, das im schwedischen Original aus lediglich neun Worten besteht:

Als der Ausreißer gefasst wurde  
waren seine Taschen  
voller Pfifferlinge.

*(Schwedisches Original:  
När rymmaren greps  
bar han fickorna fulla  
med kantareller.)<sup>x</sup>*

Ich möchte Sie nicht mit einer langatmigen Interpretation dieses *Haikus* ermüden, sondern nur kurz meinem Erstaunen und meiner Berührung Ausdruck darüber verleihen, wie es Tranströmer hier gelingt, durch dieses eine Wort *Pfifferlinge* (In Österreich müsste das natürlich *Eierschwammerl* heißen!) eine alternative Sichtweise dieses alltäglichen Justizvollzugs aufblitzen zu lassen. Der Ausreißer verdient nicht nur Handschellen, sondern mag eben auch Eierschwammerl. Das aber sieht nur ein Blick, der achtsam ist für die Nuancen des Alltags. In der Aufmerksamkeit und Menschenfreundlichkeit dieses Blickes auf eine alltägliche Situation sehe ich eine Analogie zum Blick des Glaubens auch auf scheinbar hässliche Alltagssituationen, weil dieser Blick weiß, dass Gott selbst in den dunkelsten Grenzsituationen liebend am Werk ist.

### **(Kulturelle) Vielfalt**

Nun ist ein wichtiger Teil unseres Alltages in Europa geprägt von zunehmender kultureller Vielfalt. Graz als politische Gemeinschaft und die Evangelisch-methodistische Kirche in Graz als Glaubensgemeinschaft sind dafür lebendige Beispiele. Auch wenn heute wieder vermehrt Menschen klagen über die Pluralität westlicher Gesellschaften, so muss die bestehende Vielfalt zunächst einfach einmal aufmerksam wahrgenommen werden. Die Politik versucht leider oft Pluralität einzudämmen anstatt konstruktive Angebote zu machen bzw. Modelle zu entwerfen, wie Pluralismus gestaltet werden kann. Die Kirche hat sich leider seit zweitausend Jahren immer wieder dazu verleiten lassen, in dasselbe oder in ein ähnliches Horn zu blasen und bei der Bevorzugung gewisser Nationen, Ethnizitäten oder Kulturen mitzumachen. Dabei hat gerade die christliche Kirche ebenso lange Erfahrung mit einem fruchtbaren und kreativen Miteinander

verschiedener Kulturen. Als Christ im Allgemeinen und als Methodist im Besondern glaube ich, dass Interkulturalität nicht eine *mögliche* Zusatzeigenschaft der Kirche ist, sondern als eine *notwendige* Grundeigenschaft kirchlichen Lebens verstanden werden sollte. Nach meiner Interpretation ist das auch in den im Glaubensbekenntnis formulierten Merkmalen der Kirche, den sogenannten *notae ecclesiae* (*una, sancta, catholica, apostolica*) implizit mit gemeint. In *catholica* (allgemein) schwingt die selbstverständliche interkulturelle Verbundenheit mit. Nicht jede Gemeinde muss oder kann aus allen Ethnizitäten bestehen. Aber im Leben jeder christlichen Gemeinschaft sollte aufgrund ihrer Katholizität eine grundlegende Bereitschaft gepflegt und geübt werden, von anderen kulturellen Ausdrucksformen und Menschen anderer Kulturen zu lernen. Nur wenn ein solches Bewusstsein gepflegt wird, kann die Kirche mit einer klaren Stimme den gesellschaftlichen Ausgrenzungsmechanismen des Alltags widerstehen anstatt von ihnen mitgerissen zu werden. Eine grundlegende Solidarität mit ethnisch Ausgegrenzten ist gerade uns Methodistinnen und Methodisten als weltweite Gemeinschaft ins Stammbuch geschrieben.

Es war gewiss kein Zufall, dass die sogenannte Geburtsstunde der Kirche, jenes intensive Geisterlebnis, das im zweiten Kapitel der Apostelgeschichte beschrieben wird, sich in einem interkulturellen und öffentlichen Raum ereignete,<sup>xi</sup> nämlich mitten in Jerusalem und in einer Volksmenge von bemerkenswerter Interkulturalität. (Apg 2,9: Parther, Meder, Elamiter, Mesopotamier, Judäer, Kappadokier, Pontier, Asiaten, Phrygier, Pamphylier, Ägypter, Libyer, Römer, Kreter, Araber, ...) Meist wird bei der Kommentierung dieser Passage das Augenmerk auf den Geist gelegt, d.h. auf die Flammen auf den Köpfen der Gemeinde und deren Wirkung, das Sprachwunder etc. Nach meinem Dafürhalten gehört zum inhaltlichen Wirken des Geistes aber immer auch der Kontext dazu. Was lernen wir daraus, dass die Geburtsstunde der Kirche von einem Geisteswirken im interkulturellen Kontext geprägt ist?

Ich meine, das kann uns für unseren kirchlichen Alltag mitten im alltäglichen Gesellschaftsleben ermutigen, versöhnte kulturelle Vielfalt zu leben. Seit zweitausend Jahren sind wir Christen so etwas wie „Geist begabte“ Spezialistinnen und Spezialisten für Pluralismus. Dieses Erbe zu bedenken und im Alltag zu praktizieren, scheint mir heute besonders wichtig zu sein. Ich will gerne auch betonen, dass es mir hier natürlich nicht um einen Pluralismus geht, den so viele fürchten, einen Pluralismus, der Unterschiede ausradiert und alles relativiert im Sinne von „anything goes“. Das Pluralismus Modell, das die Kirche der Umwelt anzubieten hat, ist nicht von dieser Art. Es ist wie der Heidelberger Theologe Michael Welker es so schön ausgedrückt hat, ein „schöpferischer Pluralismus“ des Geistes.<sup>xii</sup> Der Geist verwischt die Unterschiede nicht. Nicht alle beginnen Griechisch oder Lateinisch zu reden. Und für heute könnte das zum Beispiel bedeuten: Gemeinschaft beginnt nicht erst dann, wenn alle ausreichend Deutsch sprechen, oder sich auf andere Art und Weise angepasst haben.

Gemeinschaft beginnt vielmehr dort, wo Gottes Geistkraft in den kulturellen Zwischenräumen Kommunikation ermöglicht. Gottes Geist, so hat es der anglikanische Bischof John V. Taylor einmal ausgedrückt, ist ein Geist des Dazwischen-Gehens, der „Dazwischen Geher Gott“ (The Go-Between God).<sup>xiii</sup> Das müsste für die Kirche heute, nicht zuletzt auch für die weltweite EmK, die mit großer Interkulturalität gesegnet ist, bedeuten, dass gerade sie berufen ist, diese kulturellen Grenzen nicht zu vermeiden, sondern an ihnen zu verweilen, um dort auf das Wirken des Geistes zu vertrauen. Die kulturellen Grenzen und Schwellen sind in unseren europäischen Gesellschaften oft Orte des Schmerzes und der Sehnsucht. Aber es ist keine Lösung, sie entweder zu meiden

oder sie schön zu reden, als sei eine gerechte interkulturelle Gesellschaft bereits ein Faktum. Vielmehr gilt es, an diesen Schwellen auszuharren gemeinsam mit all den Menschen, die durch die ethnisch-kulturellen Grenzgefechte bedroht sind. Denn auch für die kulturellen Schwellen möchte ich Henning Luthers Wort von der Theologie als „Schwellenkunde“ fruchtbar machen. Gerade *hier* ist der christliche Glaube gefordert, hellhörig zu werden. Diese kulturellen Schwellen sind einerseits Teil unseres Alltags, andererseits auch Brennpunkte globalen Zusammenlebens. Das kommt unvergleichlich deutlich in den Worten des Schriftstellers Henning Mankells zum Ausdruck, der schon seit Jahren davon spricht, dass Lampedusa das Zentrum Europas ist.<sup>xiv</sup> Soll diese Grenze der strikten Abschottung ein Zentrum sein? Ich glaube Mankell hat recht: In den mehr oder weniger gewaltsamen Begegnungen mit anderen Kulturen, in diesen umstrittenen Grenzräumen erweist sich auf zentrale Weise die Identität der eigenen Kultur.

Ich glaube, die christlichen Kirchen können eine entscheidende Rolle dabei spielen, alternative Wege aufzuzeigen, wie im Sinne der *Katholizität* des christlichen Glaubens interkulturelle Vielfalt gelebt werden kann. Für eine solch alternative Grenzgestaltung ist die Evangelisch-methodistische Kirche in Graz nun schon seit mehreren Jahrzehnten ein lebendiges Beispiel. Indem hier Gastfreundschaft praktiziert wird, werden Möglichkeiten für jenen schöpferischen Pluralismus des Geistes geschaffen, den Michael Welker schon in der frühesten Christenheit identifiziert hat.

### **Gastfreundschaft**

Damit bin ich bei dem ersten theologischen Stichwort angelangt, das ich eingangs angekündigt habe, nämlich der *Gastfreundschaft*. Von zentraler Bedeutung ist hier allerdings, dass es bei einer theologisch verstandenen Gastfreundschaft nicht um eine rein menschliche „Nettigkeit“ geht, die darin besteht, den eigenen Überfluss „großherzig“ an andere zu verteilen. Das kommt schön im Titel eines Artikels des südafrikanischen methodistischen Theologen Henk Pieterse zum Ausdruck, der lautet: *Die Gastfreundschaft Gottes leben*.<sup>xv</sup> Damit wird ausgesagt, dass Gott selbst Gastfreundschaft gewährt, und dass wir als Christen an dieser Gastfreundschaft teilhaben. Gastfreundschaftlich die Türen der Kirche zu öffnen, bedeutet also nicht, Menschen Zutritt in einen christlichen Privatraum zu gewähren, wie es oft missverstanden wird. („Ich lade in *meine* Gemeinde ein.“) Die Türen der Kirche zu öffnen, ist vielmehr eine Symbolhandlung dafür, dass Gottes Gastfreundschaft eben gerade keine Privatangelegenheit ist, die Christen zu gewähren hätten. Vielmehr ist sie etwas fundamental Öffentliches, an dem wir als bekennende Christen ebenso sehr aus Gnade teilhaben wie alle, die mit ihr noch Bekanntschaft machen werden. Pieterse's Pointe ist die, dass dieses Leben der Gastfreundschaft Gottes dem Missionsauftrag des Evangeliums eher entspricht als das traditionell oft so eng verstandene „Jüngerinnen und Jünger Machen“ (vgl. Matthäus 28,18) Pieterse warnt davor, sich blind zu starren an einer einzigen Sichtweise der Mission, nämlich derjenigen „Jüngerinnen und Jünger zu machen“. Das wird in unseren von der Optimierung von Zuwachs geprägten Zeiten allzu schnell als eine rein quantitative Strategie missverstanden. Wir lassen uns dann schnell anstecken vom wachstumsfixierten Denken so vieler Bereiche unserer Gesellschaft. Die pure Existenzangst treibt uns dann in ein Art „Produktionsdenken“ des „Jüngerinnen und Jünger Machens“.

Nun muss die Evangelisch-methodistische Kirche dennoch damit leben, dass in ihrer Kirchenordnung (§ 120) gerade dieser Vers (Matthäus 28,18) zum Hauptinhalt des kirchlichen Auftrags erhoben worden ist. Grundsätzlich ist das natürlich kein Problem. Es hängt an der Interpretation. Kein Bibelwort kommt ja uninterpretiert in unsere Köpfe

und Herzen. Und ich glaube, dass sich dieser Vers, den Luther mit „machtet zu Jüngern alle Völker“ übersetzt hat, in der Tat im Sinne eines Auftrags zum Leben der Gastfreundschaft Gottes qualifizieren lässt. Zu diesem Zweck möchte ich zwei für mich wichtige Konkretionen dieses sogenannten Missionsauftrags (um den militärisch anmutenden Begriff „Missionsbefehl“ zu vermeiden) erwähnen:

*Erstens* glaube ich, dass gerade was diesen Vers betrifft, die viel geschmähte *Bibel in gerechter Sprache* einen Volltreffer gelandet hat. Dabei überlasse ich gerne die philologischen Streitereien den Sprachspezialisten. Aber inhaltlich scheint mir ihre Übersetzung dieses Verses von großer praktischer Relevanz zu sein. Denn sie sagt nicht „machtet zu Jüngern alle Völker“, sondern sie sagt „Lasset alle Völker mitlernen“. Mit dieser Übersetzung von *matheteusate* (Dieses Verb wird direkt vom Substantiv *Jünger* abgeleitet, könnte also in etwa mit dem im Deutschen unmöglichen Verb *jüngern* wiedergegeben werden ...) wird einerseits dem Eindruck gewehrt, hier gehe es um eine „Produktion“ neuer Mitglieder, andererseits wird der Auftrag inhaltlich gefüllt mit der Formulierung „mitlernen lassen“. In der Tat, was anderes sollte die Vermittlung des Evangeliums sein als eine Einladung, an der Gemeinschaft der Lernenden teilzuhaben? Und ließe sich eine solche Einladung zum gemeinsamen Lernen nicht angemessen umschreiben als ein Praktizieren der Gastfreundschaft Gottes? Das ist auf jeden Fall meine ganz praktische Erfahrung aus dem Gemeindealltag, in dem ich stehe: Die neuen Leute, die dazukommen sind nicht zu beherrschende Objekte, sondern von Anfang an Schwestern und Brüder, mit denen ich gemeinsam lerne, was es heißt, von Gott eingeladen zu sein.

*Zweitens* hat die Generalkonferenz der Evangelisch-methodistischen Kirche 2008 diesem Auftrag einen Satz hinzugefügt, der mir wesentlich erscheint und den Auftrag bezüglich seiner Zielsetzung qualifiziert. Der ganze Satz lautet nun: „Die Kirche hat den Auftrag, Menschen zu Jüngern und Jüngerinnen Jesu Christi zu machen, damit die Welt verändert werde“ (Englisch: *for the transformation of the world*).<sup>xvi</sup> Nicht um ein quantitatives Wachstum als Selbstzweck geht es also, nicht um eine nach innen gerichtete Zielsetzung, sondern um die heilvolle Veränderung der ganzen Welt. Den Ruf des Evangeliums bringen wir der Welt also nicht nahe, indem wir Menschen „zu etwas machen“ oder gar manipulieren, sondern indem wir sie zum Mitlernen einladen und so Gottes Gastfreundschaft praktizieren. Diesem Ruf werden wir nicht gerecht, indem wir uns auf unser eigenes Wachstum konzentrieren, sondern wenn das Wohl der Welt im Mittelpunkt steht.

Das theologische Schlüsselwort in diesem Zusammenhang ist für mich das Wort *Teilhabe*. Die Überzeugung in mir wächst, dass *Teilhabe* die entscheidende Art und Weise ist, ein der Welt zugewandtes christliches Leben zu führen: Wir haben als Christinnen und Christen am Heil teil und wir laden andere zu dieser *Teilhabe* ein. Etwas anderes haben wir nicht zu geben. Pieterse erinnert an ein bereits Jahrzehnte altes Schlagwort aus der ökumenischen Begegnung, das der Mission und dem kirchlichen Auftrag eine Wurzel gibt: nicht wir sind die Hauptakteure der Mission, sondern Gott selbst. Dieser Umstand ist mit dem Begriff *missio Dei* (Mission Gottes) kommuniziert worden. Unser Auftrag ist *Teilhabe* an dieser Mission. Deswegen titulierte Pieterse seinen Artikel wie gesagt auch nicht mit „*Unsere* Gastfreundschaft leben“, sondern mit „Die Gastfreundschaft *Gottes* leben“. Heil in der Welt geschieht, wenn wir uns von dieser Gastfreundschaft Gottes infizieren lassen und andere mit einladen. Das heißt aber auch ganz grundsätzlich, dass es sich bei christlicher Gastfreundschaft nicht um eine Gastfreundschaft der Besitzenden und der Wissenden handelt, vielmehr ist es eben eine

Gastfreundschaft der *Lernenden* und der *Verwaltenden*. Christen besitzen ihre Kirche nicht, es ist auch nicht ihre Kirche. Christen sind Nachfolgende jenes Jesus Christus, der sogar bei der Feier des letzten Abendmahls selbst Gast war und nicht etwa in sein privates Haus einlud. (vgl. Markus 14,12-16) Der theologischen Bedeutung dessen, dass Jesus während der Feier des letzten Mahles mit seinen Jüngern selbst Gastfreundschaft *empfang* und nicht bloß gewährte, ist meines Erachtens noch zu wenig Beachtung geschenkt worden.

### **Öffentlichkeit**

Mit dem Hinweis auf die Feier des letzten Mahls bin ich angekommen bei der vierten und letzten Ecke des Rahmens für meinen Webstuhl. Nach *Alltag, Vielfalt* und *Gastfreundschaft*, soll es abschließend um die *Öffentlichkeit* des christlichen Glaubens gehen. Ich werde Ihnen in wenigen Augenblicken sagen, warum ich die Frage der Öffentlichkeit mit dem letzten Mahl Jesu mit seinen Jüngern und letztlich mit dem Abendmahl, also der Eucharistie in Verbindung bringe. Aber zuvor will ich noch ein paar kurze grundlegende Reflexionen zum Öffentlichkeitscharakter der Theologie und des christlichen Glaubens mit Ihnen teilen.

Der Ruf, die Gastfreundschaft Gottes zu leben, den wir soeben bedacht haben, wurzelt letztlich in Gottes erneuerndem Wirken in der ganzen Schöpfung. Gottes Erneuerung der gesamten Schöpfung ist in den letzten Jahren neu als ein Grundzug wesleyanischer und methodistischer Theologie wiedererkannt worden.<sup>xvii</sup> Aus der Makroperspektive betrachtet ist der Ruf in die Nachfolge Christi nichts anderes, als der Ruf zur bewussten Teilhabe an Gottes kosmischem Heilswirken. Dabei geht es aber nicht darum, den Mikrokosmos gegen den Makrokosmos auszuspielen bzw. das Herz des Menschen gegen die große, weite Welt, so als ob nur die Veränderungen im großen politischen Bereich zählten. Sondern es geht um das, was Mystikerinnen und Mystiker aller Zeiten wussten, dass sich nämlich Gottes Wirken im intimsten Winkel unserer Herzen nicht trennen lässt von Gottes kosmischen Heilswirken, von Gottes Erneuerung der ganzen Schöpfung. Jede kleinste Gott gewollte Veränderung in unserem Herzen hat teil am großen Strom Gottes verändernder Gnade in dieser Welt.<sup>xviii</sup> Was in unseren Herzen an schöpferischer Veränderung geschieht, ist nicht mehr und nicht weniger als Teilhabe an Gottes Erneuerung der gesamten Schöpfung.

Weil wir als Christinnen und Christen uns in einen so überwältigend großen Zusammenhang eingebettet wissen, ist falsche Bescheidenheit fehl am Platz. Jeder voreiligen Platzzuweisung des christlichen Glaubens in den *privaten* Bereich muss aus theologischen Gründen widerstanden werden. Es wird zwar in der modernen und postmodernen Gesellschaft immer wieder versucht, den Glauben ins stille Kämmerlein zu verbannen. Aber vom Gesichtspunkt der Teilhabe an Gottes *kosmischem* Heilswirken ist eine solche Privatisierung undenkbar. Nun ist es natürlich von entscheidender Bedeutung, auf welche Weise der Glaube und die Theologie an die Öffentlichkeit treten. Um Herrschaftsansprüche an den öffentlichen Raum kann es sicher nicht gehen. In der Hinsicht hat die Kirche schon viel zu oft Schiffsbruch erlitten. Aber es kann sehr wohl darum gehen, sich aufgrund der Teilhabe an Gottes erneuerndem Wirken in der ganzen Schöpfung angstfrei als eine Stimme von vielen in den öffentlichen Diskurs einzubringen. Dass die Stimme des Glaubens und der Theologie in der Öffentlichkeit gebraucht wird, hat in den letzten Jahren selbst ein so säkularer Denker wie Jürgen Habermas anerkannt. Der Glaube und die säkulare Vernunft brauchen einander als „komplementäre Gestalten des Geistes“, wie es Habermas ausdrückt.<sup>xix</sup> Natürlich braucht es dazu auch immer wieder eine Übersetzung von religiösen Begriffen hinein in einen



öffentlichen Raum, und kommunikative Christinnen und Christen werden sich darum bemühen, solche Übersetzungsarbeit zu leisten und sozusagen eine gewisse *Zweisprachigkeit* zu kultivieren.<sup>xx</sup>

Abschließend will ich allerdings nicht konkrete Vorschläge dafür machen, wie eine öffentliche Theologie aussehen könnte bzw. zu welchen Fragen sie Stellung nehmen sollte etc. Sondern ich will die notwendige Öffentlichkeit des christlichen Glaubens – vielleicht etwas überraschend – in der Feier des Abendmahls konkret werden lassen. Dabei ist es angemessen, sich ins Gedächtnis zurückzurufen, dass gerade die Grazer Methodisten ihre Existenz als Gemeinde zu Pfingsten 1911 mit einem Abendmahl begannen. Ich weiß, dass dieses Thema im ökumenischen Kontext immer ein heikles ist. Aber ich hoffe, dass sich in diesen abschließenden Reflexionen auch manche katholische und orthodoxe Geschwister angesprochen fühlen können.

In der Evangelisch-methodistischen Kirche – vor allem wo sie sich in einem pietistischen Umfeld befindet, wie es der Fall in Schwaben ist, wo ich zur Zeit lebe – wird das Abendmahl oft ausschließlich als ein Mahl der persönlichen Sündenvergebung verstanden und damit missverstanden. Mir geht es darum, diesen persönlichen Aspekt mit den ganz entscheidenden Aspekten der Öffentlichkeit und der sozialen Gerechtigkeit zu verbinden, weil sie in der Evangelisch-methodistischen Kirche und ihrem Verständnis vom Abendmahl als einem „offenen Mahl“ wesentlich dazugehören. Um einen Faden zurückzuschlagen zum ersten Teil meines Vortrags über den Alltag, könnte man sagen: *Das Abendmahl als zentraler Teil christlicher Liturgie ist intim verbunden mit der uns umgebenden Öffentlichkeit und mit dem alltäglichen Leben.* Das kommt schön zum Ausdruck in den Worten des methodistischen Theologen Theodor Jennings, der in seinem Buch *Die Liturgie der Befreiung* folgendes schreibt: „Liturgie formt Lebensstil. Wenn wir uns darüber im Klaren sind, dann werden wir eine neue Perspektive auf unseren Gottesdienst bekommen. Unser Gottesdienst ist dann nicht mehr eine separate ‚religiöse Aktivität‘, sondern ein *Paradigma* für eine Art und Weise in der Welt der Politik, der Wirtschaft, in der Welt der Verantwortung und der Arbeit, in der Welt der Beziehung zu leben.“<sup>xxi</sup> Hier blitzt etwas auf, was in den meisten Abendmahlsfeiern, die ich erlebe, so gut wie nie erwähnt wird, dass nämlich die Eucharistie nicht nur eine persönliche Danksagung bzw. ein Mahl der persönlichen Sündenvergebung ist, sondern ein Paradigma für unser soziales Zusammenleben.

Im Abendmahl manifestiert sich das, was ich soeben als die Zusammengehörigkeit der schöpferischen Veränderung des Herzens und der ganzen Welt bezeichnet habe. Wenn wir es feiern, holen wir uns so gesehen nicht *zuerst* Kraft, um *danach* wieder in den Alltag hinaus zu gehen. Vielmehr manifestiert das Feiern selbst als Teilhabe an Gottes Erneuerung der Schöpfung eine alternative Art der Wirtschaft und der Politik. Im Feiern des Mahles sind wir alle gleich, teilen Brot und Wein zu gleichen Teilen und haben gemeinsam teil am kommenden Reich der Gerechtigkeit. Das ist alles andere als eine private Angelegenheit. Es ist der Sauerteig für eine alternative Ordnung auch der politischen und wirtschaftlichen Öffentlichkeit. Der Theologe M. Douglas Meeks hat die Bedeutung des Abendmahls für das alltägliche Wirtschaften in der Öffentlichkeit unterstrichen, indem er schreibt, dass wir im Abendmahl vom „Sinn der sozialen Güter für die ganze Gesellschaft“ lernen.<sup>xxii</sup> Die Eucharistie steht einem Gebrauch von Gütern in einer Weise, die Menschen ausgrenzt, entgegen.<sup>xxiii</sup> Hier symbolisieren wir nicht nur, sondern wir praktizieren eine alternative Ökonomie. Dass das Abendmahl mit der Praxis einer alternativen Wirtschaftsordnung

(Wurzeln im Brotwunder in der Wüste. Das Manna ließ sich nicht horten.<sup>xxiv</sup>) zu tun hat, will noch viel deutlicher und verständlicher in der Öffentlichkeit kommuniziert werden.

Lassen Sie mich das Gesagte am Beispiel des Abendmahls zusammenfassen: Im Abendmahl laufen sozusagen die Fäden christlichen Lebens zusammen. Hier wenden wir uns zwar nach *innen* zum Abendmahlstisch. Aber da die hier gewährte Gastfreundschaft die Gastfreundschaft *Gottes* für alle ist, ist diese Bewegung nach innen gleichzeitig eine Bewegung nach außen, hin zu Gottes veränderndem Wirken in der Welt. Ich wünsche der Grazer EmK für das zweite Jahrhundert und uns allen, dass das Leben der Gastfreundschaft Gottes spür- und erkennbare Spuren hinterlässt im Zusammenleben in den je lokalen Kontexten, in denen wir leben.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

<sup>i</sup> <http://www.graz.at/cms/beitrag/10034480/606777/?print=J> (abgerufen 26.10.2011)

<sup>ii</sup> Engagement für die Versöhnung in und zwischen den Völkern und Nationen und Stärkung gewaltfreier Formen der Konfliktbewältigung (Dokument B37 der 2. Europäischen Ökumenischen Versammlung in Graz 1997) <http://oikoumene.net/home/regional/graz/graz.hinterg.4/index.html> (abgerufen 26.10.2011)

<sup>iii</sup> Vgl. [http://www.oekumene3.eu/charta\\_oecumenica.php](http://www.oekumene3.eu/charta_oecumenica.php)

<sup>iv</sup> *Charta Oecumenica*, zitiert in: Ökumenisches Forum. Grazer Jahrbuch für konkrete Ökumene, Jahrgang 23/24 – 2000/2001, S. 395.

<sup>v</sup> Fulbert Steffensky, *Feier des Lebens. Spiritualität des Alltags*, Stuttgart 1984, S. 40.

<sup>vi</sup> Henning Luther, *Religion und Alltag. Bausteine zu einer Praktischen Theologie des Subjekts*, Stuttgart 1992.

<sup>vii</sup> Vgl. Clive Marsh, *Schleiermacher – ein Methodist?* in: Holger Eschmann und Achim Härtner, *Glaube bildet. Bildung als Thema von Theologie und Kirche*, Reutlinger Theologische Studien Band 5, Göttingen 2010.

<sup>viii</sup> Vgl. Jan Schepers Artikel „Wie Silber, bei einem Pfandleiher“ in der taz: <http://taz.de/!79498/>

<sup>ix</sup> Tomas Tranströmer, *Sämtliche Gedichte*, München 1997.

<sup>x</sup> Ders., *Das große Rätsel. Gedichte*, München 2005, S. 22-23.

<sup>xi</sup> Vgl. Michael Nausner, *Kulturelle Grenzerfahrung und methodistische Konnexio*, in: Michael Nausner (Hrsg.), *Kirchliches Leben in methodistischer Tradition. Perspektiven aus drei Kontinenten*, Göttingen 2010, S. 273-295.

<sup>xii</sup> Michael Welker, *Kirche im Pluralismus*, Gütersloh 1995, S. 24ff.

<sup>xiii</sup> John V. Taylor, *The Go-Between God. The Holy Spirit & The Christian Mission*, London 1972.

<sup>xiv</sup> Vgl. Michael Nausner, *Im Lichte Lampedusas. Europäische Grenzdynamik theologisch betrachtet*, in: *Protestantesimo 2012, Zeitschrift der waldensischen Fakultät in Rom (noch nicht erschienen)*

<sup>xv</sup> Vgl. Hendrik R. Pieterse, *Die Gastfreundschaft Gottes leben*, in: Michael Nausner (Hrsg.), *Kirchliches Leben in methodistischer Tradition. Perspektiven aus drei Kontinenten*, Göttingen 2010, S. 147-173.

<sup>xvi</sup> Vgl. *Book of Discipline 2008*, Nashville, TN 2008, § 120, S. 87.

<sup>xvii</sup> Vgl. Theodore Runyon, *The New Creation. John Wesley's Theology for Today*, Nashville, TN 1998. Deutsch: Theodor Runyon, *Die neue Schöpfung. John Wesleys Theologie heute*, Göttingen 2005.

<sup>xviii</sup> Vgl. Runyon, *Die neue Schöpfung*, S. 16.

<sup>xix</sup> Zitiert in: Klaus Thomalla, *Habermas und die Religion*, in: *Information Philosophie. Die Zeitschrift, die über Philosophie informiert* 2/2009. Online: <http://www.information-philosophie.de/?a=1&t=2540&n=2&y=4&c=75>

<sup>xx</sup> Heinrich Bedford-Strohm, Politik und Religion – Öffentliche Theologie, in: Verkündigung und Forschung, 54. Jg., Heft 2, 2009, S. 54ff.

<sup>xxi</sup> “Liturgy shapes life-style. If we are clear about this then we will have a new perspective in our worship. Far from being a separate ‘religious activity’, our worship is the paradigm for a way of being in the world of politics and economics, the world of responsibility and of labor, the world of relationships.” – Theodore W. Jennings, Jr., The Liturgy of Liberation. The Confession and Forgiveness of Sins, Nashville, TN 1988, S. 17. (Meine Hervorhebung)

<sup>xxii</sup> M. Douglas Meeks, God the Economist. The Doctrine of God and Political Economy, Minneapolis, MN 1989, S. 179.

<sup>xxiii</sup> Vgl. Das heilige Geheimnis. Zum Verständnis des Abendmahls in der United Methodist Church, EmK Forum 31, Stuttgart 2005, S. 54ff.

<sup>xxiv</sup> Vgl. M. Douglas Meeks, Sanctification and Economy. A Wesleyan Perspective on Stewardship, in: Randy L. Maddox (Ed.), Rethinking Wesley’s Theology for Contemporary Methodism, Abingdon Press: Nashville, TN 1998, p. 95f.